



Türcke, Christoph, *Natur und Gender. Kritik eines Machbarkeitswahns*, C.H.Beck, München 2021, 233 S., geb., 22 €

Aktueller Ausgangspunkt ist die wachsende Zahl pubertierender Jugendlicher, die ihr Geburtsgeschlecht, mit dem sie sich nicht mehr zu identifizieren vermögen, wechseln (9, 182ff). In diesem Streben nach „selbstgewählter Identität“ (11) im Spektrum möglicher sexueller oder geschlechtlicher Orientierungen sieht Türcke das Symptom einer „konstruktivistischen Naturverleugnung“ (165), analog jenem Umgang mit der Natur im Sinne „bloß menschlicher Knetmasse“ (219), der auch der ökologischen Zerstörung zugrundeliegt.

Der Band lässt sich auf zwei ineinander verschlungene geschlechter- bzw. sexualtheoretische Argumentationsstränge hin lesen. In lockerem Zugriff amalgamiert Türcke Elemente der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte des letzten Jahrhunderts – um nur einige Namen zu nennen: Paul Natorp, Gerhard Roth, Foucault, Derrida, Judith Butler – in einer Weise, die sie als „Spielarten des Konstruktivismus“ und solcherart als „Fußnoten zu Kant“ (30, 81) erscheinen lässt. Den Umschlag dieser Theorieformation ins ‚Geschlechterpraktische‘ sieht er in dem Moment, da der Feminismus in Gestalt eines „Transfeminismus“ (128) in die „behavioristischen Fußtapfen“ (133) tritt, wie sie die „Weltraummedizin“ (95) hinterlassen hat, dazu John Moneys Versuch, einen siebenmonatigen Jungen, dessen Penis zerstört worden war, nach einer Umoperation zu einem Mädchen zu erziehen (132f). – Inzwischen seien die Möglichkeiten körperlicher Modellierung soweit ausgereift, dass „es geradezu evidenzbasiert erscheint“, dass das „Geschlecht eines Menschen nichts anderes ist als ein Konstrukt“ (133, vgl. 174, 193, 214). Die damit gegebenen Möglichkeiten deutet Türcke als „*creatio ex nihilo*“, als „Kreationismus“ (39, 91, 171, 216), der ohne das kantische „Ding an sich selbst“ [...] man darf auch sagen: Natur an sich“ (38) auszukommen meint.

Der Rückgriff auf das Theologumenon der „*creatio*“ scheint weit hergeholt, es bildet jedoch die Kontrastfolie für den von Türcke vertretenen evolutionsbiologischen Funktionalismus. Die Herausbildung des kantischen „Ich denke“, das „alle meine Vorstellungen begleiten können [muss]“ (*Kritik der reinen Vernunft*, WA 3, 136), aus einem frühen „mentalenen Raum mit seinem halluzinatorischen Untergrund“ (62) bestimmt er dahingehend, dass die damit gegebenen mentalen Kräfte nur im Bezug ‚auf etwas‘ sich entfalten können. Daraus zieht er den weitergehenden Schluss, dieses „Ansich [...] herauszuoperieren, laufe darauf hinaus, dem menschlichen Intendieren seine Triebspannung oder, anders gesagt, seinen utopischen Impuls wegzuschneiden – es auf bestimmte Weise zu kastrieren“ (81). Oder eben den Weg freizumachen für einen entfesselten Kreationismus, einen „Wahn“, den gerade das „Ansich“, der „Eigensinn der Natur“ (43, 68ff, 96, 149, 166) begrenzen soll.

Der zweite Strang arbeitet sich an der evolutionär entstandenen Heterosexualität ab (134ff). Diese sei zwar als natürlich bzw. naturgemäß anzusehen (vgl. 146), woraus jedoch keinesfalls eine „natürliche Norm“ abzuleiten sei, der gegenüber alle differierenden Sexualitätsformen in einem abwertenden Sinne als „Abweichung“ bzw. „Abirrung“ erscheinen. Für den „konstruktivistischen Fehlschluss“ (ebd.) hingegen folge, dass es gleichfalls keine „Abweichungen“ (jetzt allerdings im Sinne einer ‚Störung‘ des evolutionär Bedingten) geben könne, stattdessen „sexuelle Vielfalt“ (148, vgl. 166), oder eben „Kreationismus“.

Türcke kann darlegen, dass die Herausbildung des „queeren Diversitätsbegriffs“ parallel zu den „Konditionen des mikroelektronischen Kapitalismus“ verläuft (169, vgl. 218), dem es „weitgehend gleichgültig ist, welchen Geschlechts die Arbeitskraft“ (172) ist. Die „mikroelektronisch gelenkte Dauerunterbrechung und -überreizung“ (210) bringe besagte Transgender unter Jugendlichen zwar nicht hervor, beeinflusse sie aber (208ff). Führt eine durch die Verhältnisse beförderte Selbstermächtigung also dazu, dass Geschlecht letztlich käuflich, zur Ware, zu einem Konsumentenrecht wird?

So richtig Türckes Kritik an naturalistischen wie konstruktivistischen Fehlschlüssen ist, wie etwa hinsichtlich der intersexuellen Syndrome (166), so überzogen erscheint sein Zugriff auf das vielfältige Feld der „Varianten von Geschlechtsidentität“. Hier wäre nicht nur zwischen Jugendlichen und Erwachsenen zu unterscheiden, sondern v.a. zwischen einer Gruppe, bei der „die Identifikation mit einem anderen Geschlecht weit fortgeschritten und höchstwahrscheinlich irreversibel ist, und dabei ein hoher Leidensdruck besteht, so dass eine Linderung [...] nur noch durch körperverändernde Maßnahmen erreicht werden kann“ (K.M. Beier, H.A.G. Bosinski, K. Loewit [Hg.], *Sexualmedizin*, 2021, 401), und jenen, die zwar keine körperverändernden Maßnahmen anstreben, aber dennoch therapeutischer Unterstützung bedürfen, sowie denen, die eventuell unter einer Komorbidität leiden, bis hin zu jenem „Queer-Sein“, das als „Ferment kapitalistischer Konkurrenzfähigkeit [...] im Begriff [steht], *chic* zu wer-

den“ (Türcke, 174). Begriffe wie „gender incongruence“, „Geschlechtsdysphorie“, oder „Gender-Dysphorie“ (181, 187, 208ff) sollten also nur in einem streng abgegrenzten Sinne verwandt werden. Das ‚Dysphorische‘ kehrt sich dann gegen Türckes „Ansich“, weil es von keinen „prickelnden Erwartungen des Hip-Seins begleitet“ (215) wird, sondern – verkürzt gesagt – von einem Leiden am „Ansich“ eines „falschen Körpers“ (176f). Für diese Betroffenen wird die „Beschädigung des Erotik-Fundus“ (214), wie sie mit einer Geschlechtsumwandlung einhergehen kann, eher zu einem zweitrangigen Problem.

Ähnlich scheitern Türckes polemische Auslassungen zum „Diversen“ an der empirischen Realität der Protagonisten. In der Tat kommt für diese Menschen der „je eigene Naturfundus von Mann und Frau nicht mehr in Betracht“, sofern es sich dabei um eine essenzialistische Vorgabe handelt. Und in der Tat besteht für sie die „Eigenart jedes Geschlechts [...] nur noch darin, anders zu sein als die anderen“, gibt es „bloß noch selbsterzeugte Geschlechtsidentität“ (169). – Türcke dürfte hier die Plastizität des Gehirns unterschätzen, die es bspw. ermöglicht, dass trans-Menschen ihre gewachsenen Genitalien für die Sexualität einsetzen, ohne dass sie dies in ihrer Geschlechtsidentität verunsichern würde.

Dennoch, Türcke hat ein wichtiges Buch geschrieben, nicht nur als Einspruch gegen beabsichtigte Gesetzesänderungen (170), sondern weil er den sexualmedizinisch-therapeutischen Diskurs ins Gesellschaftliche öffnet.

(Erstveröffentlichung in *Das Argument*, 337/2021)

Rainer Alisch (Berlin)



Krolzik-Matthei, Katja, Torsten Linke, Maria Urban (Hg.). *Schutz von Kindern und Jugendlichen vor sexueller Traumatisierung: Herausforderungen für die Soziale Arbeit*, Psychosozial-Verlag, Gießen 2020, 196 S., kt., 24,90 €

Sexuologie 28 (2) 2021 / DGSM TW
<http://www.sexuologie-info.de>

Es ist schon atemberaubend und fast ein wenig unheimlich, welche publizistische Aktivität das *Institut für Angewandte Sexualwissenschaft* an der Hochschule Merseburg entwickelt. Das vorliegende Buch ist bereits das 27. Heft der Reihe „Angewandte Sexualwissenschaft“ im Psychosozial-Verlag. Wie bei allen bisherigen Bänden imponiert auch diesmal ein ausgewogenes Verhältnis von Theorie und Praxis, von empirischen Daten und unbestechlichen Interpretationen, von historischen Einordnungen und aktuellen Bezügen, von konkreten Empfehlungen und reizvollen Anregungen zum Weiterdenken. Der Reihe liegt „ein positives Verständnis von Sexualität“ zugrunde (2) – und das ist für das Thema sexualisierte Gewalt, bei dem das Sexualerleben leicht als eine Endlosschleife von Schrecknissen erscheinen kann, von besonderer Bedeutung.

Der Sammelband, an dem 16 Autoren mitgearbeitet haben, gibt einen Überblick über die diesbezüglich wichtigsten Merseburger Forschungsaktivitäten und -ergebnisse. Der konkrete Anlass ist der Abschluss des Forschungsprojektes „Schutz von Kindern vor sexueller Traumatisierung“ (9). Harald Stumpe, Ulrike Busch und Konrad Weller, die drei ersten Professoren des Merseburger Lehr- und Forschungsbereiches *Angewandte Sexualwissenschaft* – dem ersten und bisher einzigen in Deutschland – berichten, wie sich nach und nach eine Basis für Forschungen zu sexualisierter Gewalt entwickeln konnte.

Der Blick wird erweitert mit dem Beitrag „Reflexionen der deutschen Forschung zur sexualisierten Gewalt von, an und unter Jugendlichen“ von Konrad Weller. Der Autor widerspricht Behauptungen, die soziokulturellen Liberalisierungsprozesse seit den 1960er Jahren hätten zu einer Zunahme sexueller Gewalt geführt. Sie haben, so Weller, vielmehr „einen Rückgang der sexuellen Gewalt bewirkt“ (45). Befördert worden hingegen sei der Gewaltdiskurs. „Mit der gesamtgesellschaftlichen Enttabuisierung der Sexualität wurde nicht das Tabu des Missbrauchs, wohl aber das Tabu des Darüber-Redens gebrochen.“ (45) In einem weiteren Beitrag untersetzt Weller dies mit Befunden aus den bekannten PARTNER-Studien (71 ff).

In ihrem Kernbeitrag zu Ergebnissen der oben genannten Traumatisierungsstudie skizzieren Katja Krolzik-Matthei und Torsten Linke ihr Anliegen und ihr Forschungskonzept mit drei Fragen: „(1) Wie kann sexuelle Aufklärung der Prävention sexueller Gewalt dienen? (2) Wie ist durch Sexualpädagogik und Sexuelle Bildung eine verbesserte sexuelle Selbstbestimmtheit erreichbar, die die Abwehr und Verarbeitung sexueller Grenzverletzung erleichtert? (3) Welche Bedingungen personeller und institutioneller Art wirken an pädagogischen Einrichtungen (und in der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen) förderlich für sexuelle Selbstbestimmung von Kindern und Jugendlichen und zu Vermeidung sexualisierter Gewalt?“ (57) Das sind scharfe Fragen, und es ist ein großer Verdienst des Beitrags (wie auch des gesamten Buches), darauf keine stumpfen Antworten zu geben, sondern die Widersprüchlichkeit in der Theorie wie vor Ort zu benennen. Es geht ihnen nicht um die einzige, gültige Antwort für jeden Einzelfall, sondern um